Tägliches
Cincinnatier Volksblatt

Briefe an das „Volksblatt" sind zu adressiren:
Cincinnatier Volksblatt, Box 228,
Cincinnati, Ohio.

Haupt-Office:
No. 127 Ost Siebente Straße.
Cincinnati, Ohio.

Geschäfts-Departement....Telephon Canal 2074
Redaktion..... Canal 2045

Zweig-Offices:
Covington, Ky., Peoples Sav. Bank & Trust Co.-Gebäude, 7 West 6. Str.—Tel. South 3254.
Newport, Ky., 539 York Str.—Tel. South 2801.
Hamilton, 449 G. 5. Str.,—Tel. Bell 478-R.

Oestlicher und westlicher Vertreter:
Howard C. Story
New York — 1108 Fifth Avenue.
Chicago — 664 Peoples Gas Building.
Philadelphia — 924 Arch Straße.

Donnerstag, den 26. Oktober 1916.

Was nützen den Arbeitern die zwanzig Prozent, die ein kleiner Bruchtheil der Eisenbahn-Angestellten mehr erlangt hat, wenn sie alle unter dem Wilsonschen Tarif arbeiten müssen, der eine starke Lohnherabsetzung für alle Arbeiter zur nothwendigen Folge haben müßte?

Der große Unterschied zwischen Hughes und Wilson besteht darin, daß Ersterer nichts von Bindestrichlern weiß; er hält alle amerikanischen Bürger für loyal, während Wilson erklärt, daß alle Bürger ausländischer Abstammung Landesverräther sind und noch hinzufügt, daß er ihre Unterstützung nicht wünscht.

Wilson sagt, er sei jederzeit bereit, für Alles zu kämpfen, was Amerika angeht. Angesichts der englischen Gewaltakte, die der Präsident duldet, ist er offenbar der Ansicht, daß es Amerika nichts angeht, wenn sein Handel nach neutralen Ländern von England unterdrückt, wenn die amerikanische Post beraubt und wenn amerikanisches Eigenthum ohne Recht und Grund gekapert wird.

Das Geld, welches in den letzten zwei Jahren in den Ver. Staaten verdient worden, ist zum größten Theil den Munitionsfabrikanten zugeflossen und es klebt Blut daran. Diese Blutgeld-Prosperität kann Wilson als sein Werk beanspruchen, aber wenn es nach dem Kriege sich darum handelt, ehrliches Geld zu verdienen, wird es unter einem Wilsonschen Tarif sehr schlecht aussehen.

Wie wird es nach dem Kriege gehen, der im nächsten Frühjahr zu Ende sein wird? Europa ist verarmt und kann sich nur durch einen großen Waarenverkauf nach dem Ausland retten. Die Ver. Staaten werden den ganz besonderen Zielpunkt bilden, weil sie jetzt das kaufkräftigste Absatzgebiet sind und weil dieses Gebiet am leichtesten zu erobern ist. Der Wilsonsche Tarif ist so niedrig, daß er der unbeschränkten Einfuhr von europäischen Waaren kein Hinderniß bietet.

Richter Hughes hat erklärt, daß Jeder, der von ihm erwartet, daß er auswärtige Interessen höher stellen werde, als amerikanische, nicht für ihn stimmen solle, denn er werde jederzeit nur amerikanische Interessen vertreten. Das ist genau, was die deutschen Stimmgeber verlangen. Sie haben sich von Wilson abgewandt, weil er die Interessen der Alliirten höher stellt, als diejenigen der Ver. Staaten. Sie wollen einen neutralen Präsidenten und nicht einen unneutralen, wie Wilson. Als amerikanische Bürger sind sie entrüstet über die Gewaltakte Englands, die Wilson nicht den mindesten Versuch macht, zu unterdrücken. Von Hughes haben sie die Gewißheit, daß er keiner Nation, gleichviel welche es sei, gestatten wird, die Ver. Staaten zu schädigen und zu beschimpfen.

Mit der Meldung der Franzosen, daß sie Fort Douaumont zurückgewonnen haben, scheint es seine Richtigkeit zu haben. Ebenso richtig dürfte ihre Angabe sei, daß sie die Entsendung deutscher Truppen von Verdun nach der Somme bemerkt und diese Schwächung der deutschen Streitkräfte zu einem Angriff benutzt haben. Aber wenn das alles zugestanden wird, ist es doch nichts mehr, als ein örtlicher und ein zeitweiliger Erfolg. Ein Sieg im wahren Sinne des Wortes ist es nicht zu nennen, denn darunter versteht man eine Zertrümmerung des feindlichen Heeres und die Franzosen selbst behaupten nicht, daß ihnen solches gelungen ist. Solche kleine Schlappen haben sich mehrfach ereignet und werden sich wiederholen, da es bei der Unermeßlichkeit des Kriegsschauplatzes unmöglich ist, alle Stellen gleich kräftig zu vertheidigen. Daß die Deutschen durch den Schlag nicht im Mindesten betäubt sind, geht daraus hervor, daß sie schon an der Arbeit sind, die verlorene Stellung zurückzuerlangen. Für die Franzosen mag es eine große Genugthuung sein, daß sie den Feind zwei Meilen zurückgedrängt haben. Wir werden sehr bald hören, daß die Franzosen vier Meilen weit zurückgedrängt werden. Verdun ist für den Augenblick für die deutsche Heeresführung von untergeordneter Bedeutung, weil sich ihre ganze Aufmerksamkeit dem Balkan zuwendet und die großartigen und entscheidenden Erfolge, die dort errungen werden, bieten einen hundertfachen Ersatz für die vor Verdun erlittene kleine Schlappe.

Noch in keiner Präsidentschafts-Kampagne ist das sittliche Element so stark hervorgetreten, wie in diesem Jahre, wie sich das besonders an der regen Betheiligung der Geistlichkeit erweist. Die Empfindung ist allgemein, daß die Ver. Staaten unter Wilson sittlich und geistig zurückgegangen sind. Wenn man auch die Zulässigkeit der Munitionslieferungen mit juristischen Argumenten begründen mag, drängt sich doch die Stimme des Gewissens hervor, welche diesen Handel als einer civilisirten Nation unwürdig verdammt. Nicht minder stark appellirt an die sittlichen Empfindungen der Nation die Gleichgiltigkeit, mit welcher Wilson die schlimmsten Vergewaltigungen der Nation hingehen läßt. In der Bürgerschaft macht sich die höhere Anschauung geltend, daß die Ehre das höchste Gut ist, nicht blos für Personen, sondern auch für Nationen und ein Volk, das sich in die gröbsten Beleidigungen fügt, in Gefahr steht, allen inneren Halt zu verlieren. Um die Nation vor dieser geistigen und sittlichen Versumpfung zu retten, ist die Niederlage Wilsons unerläßlich, denn er hat die Anschauung gefördert, daß vor dem Gewinn, gleichviel aus welch verwerflicher Quelle er stammt, alle edlen Regungen der Menschheit verstummen müssen. Es ist auch nicht überraschend, daß die Deutschen mit besonderem Eifer den Kampf gegen Wilson aufnehmen, denn die Geschichte unseres Landes bezeugt es, daß die Deutschen stets für Ideale eingestanden sind, die Wilson in den Staub getreten hat.

Henry Lane Wilson, der Gesandter in Mexiko war, ertheilt wichtige Aufschlüsse über die Politik des Präsidenten Wilson in jenem Lande, die alles bestätigen, was Hughes gesagt hat. Durch Wilson's Schwanken wurden die mexikanischen Häuptlinge so kühn, daß sie den Ver. Staaten nicht die mindeste Beachtung schenkten. Einen ganz besonders lehrreichen Beitrag bildet, was der Gesandte Wilson über das Verhalten des Präsidenten Wilson gegenüber den Amerikanern in Tampico sagt. In der Nähe daselbst befinden sich große Oelquellen, woselbst Tausende von Amerikanern beschäftigt waren. Als die Mexikaner dort eine drohende Haltung annahmen, wollten die Bedrohten sich auf ein in Tampico liegendes Ver. St. Kriegsschiff flüchten. Als der Flotten-Kommandeur in Washington anfragte, ob er diesen Schutz gewähren könne, erhielt er den Befehl, sofort den Hafen ohne die Amerikaner zu verlassen, was auch geschah. Die Letzteren befanden sich in der größten Gefahr und wurden nur dadurch gerettet, daß der Kapitän eines im Hafen liegenden deutschen Kriegsschiffes Mannschaften mit Maschinengewehren landen ließ und ankündigte, daß er die Amerikaner unter seinen Schutz stelle und Niemand sie antasten dürfe. Später wurden die Amerikaner von deutschen und englischen Kriegsschiffen an Bord genommen. Wie der Präsident dafür gedankt hat, ist bekannt: Durch unneutrales Verhalten gegen Deutschland und durch die gröbsten Beleidigungen gegen Deutsch-Amerikaner. Woraus doch deutlich hervorgeht, wie höchst ungeeignet Wilson für das Präsidentenamt ist.

In Washington fängt man an, Angst vor England zu empfinden. Nach Monate langem Nachdenken hat man endlich entdeckt, was wir zur Zeit vorausgesagt haben, daß der Zweck der Pariser Konferenz dahin geht, nicht blos Deutschland und seine Verbündeten nach dem Kriege auszuhungern, sondern auch gleiches gegen uns geplant wird, indem allen Ländern die Rohstoffe, welche die Alliirten, resp. ihre Kolonien produziren, vorenthalten werden sollen. Auch ist entdeckt worden, was wir ebenfalls schon mehrfach gesagt haben, daß die Schwarze Liste eine Vorbereitung auf das Kommende ist. Wenn England jetzt unter dem Vorwande der Kriegsnothwendigkeit vorschreibt, welche Waaren nach diesem Lande geschickt werden dürfen und welche nicht, so wird das nach dem Kriege weiter geschehen. Beim Studium dieser Liste ist die unangenehme Wahrnehmung aufgetaucht, daß England im Stande ist, unsere ganze Wollen-Industrie, nicht blos die ausländische, sondern auch die inländische, lahm zu legen, ebenso die Gummiwaaren-Industrie und selbst die Industrie von Eisen und Stahl durch Vorenthaltung solcher Metalle, die nothwendig sind, um Eisen und Stahl herzustellen. In London hat man den Befürchtungen entgegengestellt, daß kein Krieg nach dem Kriege gegen uns beabsichtigt werde, was aber durch den Wortlaut der Beschlüsse der Pariser Konferenz Lügen gestraft wird, denn in diesen wird ausdrücklich unter Artikel III gesagt: „Die Alliirten kommen überein, für die alliirten Länder, vor allen anderen, die natürlichen Hilfsquellen für die Dauer der kommerziellen, industriellen, agrikulturellen und maritimen Rekonstruktion vorzubehalten und besondere Vereinbarungen behufs Austauschs dieser natürlichen Hilfsquellen zu treffen." In Washington hat man endlich erkannt, was das zu bedeuten hat. Wolle darf so lange nicht nach den Ver. Staaten geschickt werden, bis England den ganzen Handel in Wollenwaaren an sich gerissen hat. Die Rohstoffe, welche zur Herstellung von Stahl und Eisen nothwendig sind, dürfen ebenfalls nicht herübergeschickt werden, bis England den ganzen Handel in Eisen- und Stahlwaaren an sich gerissen hat. Jetzt sollte man meinen, daß nach solchem Aufschluß der Präsident seine Politik ändern und seine höchst unneutrale Begünstigung der Alliirten einstellen würde. Aber nichts von alledem. Zu dieser Stunde noch wird Morgan & Co. gestattet für 300 Millionen Dollars englische Papiere in diesem Lande unterzubringen, deren Erlös dazu dienen soll, die Ver. Staaten wirthschaftlich zu unterjochen. Wenn das Volk der Ver. Staaten zugibt, daß Wilson noch weitere vier Jahre Gelegenheit geboten wird, eine solch schlaffe, feige und die Ver. Staaten vernichtende Politik fortzusetzen, dann muß die Nation durch ihren probritischen Taumel den Verstand eingebüßt haben.

Wilson und die Arbeiter.

Die demokratische Partei ist der festen Ueberzeugung, daß sie das Arbeiter-Votum in ihrer Tasche hat und durch dieses des Wahlsieges über allem Zweifel versichert sei. Das stützt sich auf die Annahme, daß die Arbeiter dem Präsidenten für das Adamsonsche Gesetz, das den Eisenbahn-Streit verhüten sollte, dankbar sind. Diese Ansicht mag auf diejenigen Eisenbahnangestellten zutreffen, die vermöge des genannten Gesetzes eine Lohnerhöhung von 20 Prozent erlangt haben, denn ein Achtstundentag ist durch das Gesetz nicht eingeführt worden, sondern die Wirkung ist, daß für eine Tagesarbeit von acht Stunden ein Lohn für zehn Stunden gezahlt wird. Die Voraussetzung ist nun, daß alle Arbeiter in den Ver. Staaten den Präsidenten unterstützen werden, damit er ihnen ebenfalls zu einer Lohnerhöhung von 20 Prozent verhelfe. Uns scheint es nicht denkbar, daß die Arbeiter in dieser Weise hinters Licht geführt werden könnten, denn das Gesetz wird ihnen keinen Gewinn, sondern nur Schaden bringen.

Fürs Erste liegt es nicht in der Macht des Präsidenten, eine Lohnerhöhung in allen Betrieben zu erzwingen, er vermag das nur im zwischenstaatlichen Eisenbahnbetriebe.

Fürs Zweite werden die Arbeiter, das, was sie durch das Gesetz gewinnen, wieder abgeben müssen, denn es ist selbstverständlich, daß die Eisenbahn-Gesellschaften einen Frachtaufschlag fordern werden, um die höheren Löhne auszugleichen, die sie bezahlen müssen. Thatsächlich ist ihnen das vom Präsidenten versprochen worden und es ist bereits eine Kommission eingesetzt worden, um festzustellen, ein wie hoher Frachtaufschlag zu bewilligen ist. Diesen werden die Frachtzahler, die Kaufleute, Fabrikanten u. s. w., auf die Verbraucher abwälzen und da die Arbeiter die größte Zahl in dieser Klasse bilden, müssen diese für den Frachtaufschlag aufkommen.

Fürs Dritte ist es ein altes ökonomisches Gesetz, daß auch die Macht des Staates und des Präsidenten nicht zu durchbrechen vermag, daß wenn einer Klasse von Arbeitern ein zu hoher Lohn gezahlt wird, ein Ausgleich stattfindet, daß die Löhne der anderen Klassen verkürzt werden. Es werden daher sehr viele Arbeiter gegen Wilson stimmen, weil er ihre Löhne durch Zuwendung hoher Löhne an eine kleine Klasse verkürzt.

Doch hauptsächlich wird den Arbeitern einleuchten, daß ihre Löhne von ganz anderen Umständen bestimmt werden, als die Löhne von Eisenbahnern.

Wenn die Einkünfte der Eisenbahn-Gesellschaften nicht ausreichen, um ihren Arbeitern einen angemessenen Lohn zu zahlen, wenden sie sich an den Kongreß um einen Frachtaufschlag. Dieser Weg steht anderen Arbeitgebern nicht offen. In ihrem Falle wird der Lohn der Arbeiter durch den Waarenpreis bestimmt. Was bestimmt aber den Waarenpreis? In allererster Reihe der auswärtige Mitbewerb. Wenn das Ausland die Waaren billiger liefern kann, als das Inland, dann werden die Händler ihre Waaren, wie sich das von selbst versteht, vom Ausland beziehen. Nun ist jedem amerikanischen Arbeiter zur Genüge bekannt, daß die Löhne im Ausland bedeutend niedriger sind, als bei uns. Das muß zur nothwendigen Folge haben, daß die amerikanischen Arbeiter sich mit denselben Löhnen begnügen müssen, wie die ausländischen, wenn die amerikanischen Waaren Absatz finden sollen. Das ist so klar, daß kein Arbeiter es mißverstehen kann.

Verhindern läßt sich diese für die amerikanischen Arbeiter gefährliche Sachlage nur durch einen Tarif, der die Löhne des In- und Auslandes berücksichtigt und dementsprechend die Zölle ansetzt, wie das die republikanische Partei immer gethan hat. Wilson ist aber nicht dieser Ansicht. Als er das Präsidentenamt übernahm, ließ er einen Tarif abfassen, der den Lohnunterschied nicht berücksichtigte, weil, wie er behauptete, dieser gar nicht in Betracht komme. Wenn die amerikanischen Arbeiter und die amerikanischen Fabrikanten, behauptet er, sich mehr anstrengten, so liege es in ihrer Macht, auf diese Weise den Lohnunterschied zu überwinden. Ein nach diesem vom Präsidenten aufgestellten Grundsatz abgefaßter Tarif wurde vom Kongreß angenommen. Unmöglich können die Arbeiter vergessen haben, wie es ihnen unter diesem Tarif ergangen ist. In alle amerikanischen Häfen drangen ausländische Waaren ein. Sie fanden mehr Käufer als amerikanische, weil sie in Folge des erwähnten Lohnunterschiedes billiger waren. Unsere Fabrikanten konnten den amerikanischen Arbeitern nicht europäische Löhne bieten, um der Konkurrenz zu begegnen, weil sie für den Lebensunterhalt nicht ausgereicht hätten. Sie stellten daher ihre Betriebe auf Halbzeit oder schlossen sie ganz. Bekannt ist, wie schwer die Arbeiter unter diesen Verhältnissen gelitten haben. Das Elend hörte erst auf, als der Krieg ausbrach und die Munitionsfabriken in Thätigkeit traten. Unmöglich können die Arbeiter glauben, daß der Krieg ewig dauern wird. Aller Voraussicht zufolge wird er im Frühjahr zu Ende kommen. Wie wollen die Arbeiter dann unter einem Wilsonschen Tarif ihr Auskommen finden? Wie können sie für ihre Arbeitslosigkeit einen Ersatz darin finden, daß ein kleiner Prozentsatz der Eisenbahn-Angestellten einen Lohnzuschlag von 20 Prozent erlangt hat? Wenn die Arbeiter das in Erwägung ziehen und es ist ausgeschlossen, daß sie es nicht bedenken, so kann die Einsicht nicht ausbleiben, daß nur ein republikanischer Tarif sie vor dem Nothstand bewahren kann, der vor dem Ausbruch des Krieges bestand.

Bei den schweren Batterien.

Ein neutraler Kriegskorrespondent bei den Deutschen an der Somme-Front.

An der Somme,
im September 1916.

Das große Morden an der Somme, man würde ein großes Wort mißbrauchen, sollte man dies eine Schlacht nennen, wirkt auf den Soldaten, der es aus der für Nichtkämpfer größtmöglichen Nähe beobachten darf, ebenso grauenerregend wie erhebend.

Gewiß ist der Eindruck besonders gewaltig für den, der zum erstenmal den wirklichen Krieg sieht. Vom sicheren schweizerischen Beobachtungsstande aus, an jener historischen Ecke, wo bei einem Blockhause, über dem das weiße Kreuz im rothen Felde im Winde flattert, die sechshundert Kilometer lange Front plötzlich aufhört, konnte ich schon allerlei Phasen dieses Krieges miterleben. Der Kanonendonner, den man an unserer Grenze täglich mit anhören muß, die Fliegerkämpfe, die man zu Hause von seiner Stube aus häufig zu beobachten Gelegenheit hat und das schauerlich schöne nächtliche Schauspiel der Leuchtraketen und Scheinwerfer in den nahen Vogesen haben die Nerven schon einigermaßen abgehärtet. Aber etwas ganz anders ist es, hier mitten im Kriege drin zu sein. Mit einem eigenartigen Gefühl passirt man schon die ominöse Tafel mit der Warnung: „Straße vom Feinde eingesehen, steht unter Granat- und Schrapnellfeuer usw." Die Wahrscheinlichkeit, getroffen zu werden, wird etwas vermindert durch die Schnelligkeit der Autos, die aber gerade dann, wenn man die für den Gegner günstigsten Ziele, die an der Front marschierenden oder von dort zurückkehrenden Ablösungen, überholt oder begegnet, verringert werden muß.

Durch Flecken und Dörfer, die unter dem periodischen Fernfeuer schon mancherlei kleine Schäden erlitten haben, ging es über eben zugeschüttete Granatlöcher hinweg und an frischen vorbei nach einem Dorfe, das infolge der geringen Entfernung von der alten wie von der neuen Front stets unter lebhaftem Feuer gestanden hat, das sich bei der gegenwärtigen, alle Begriffe und jede Einbildung übersteigenden wahnwitzigen Verschwendung von Artilleriemunition noch vervielfachte. Und doch dient das Dorf noch immer lebendigen Menschen als Wohnung. Hier mußten wir den Wagen verlassen und uns zu Fuß an unser Ziel heranpirschen. Am Ausgang des Dorfes begegnet uns ein soeben aus dem Graben der vorderen Linie zurückkehrender Infanteriezug, voraus ein frischer kleiner Leutnant, der sich äußerlich allerdings nur ganz unwesentlich von einem Lehmklumpen unterschied. Die Leute trugen zum Theil den neuen Stahlhelm, der zuerst von den Franzosen ausprobiert und eingeführt wurde und nun auch von den Deutschen und von den Engländern angenommen ist. Bezeichnend ist der Unterschied in der Form dieser Helme. Der französische nicht ohne Eleganz, mit einem Kamme aus Stahl und einer Granate verziert, der deutsche nicht häßlich und mit allen Neuerungen der Technik ausgerüstet, der englische nüchtern und häßlich, aber für seinen Zweck zweifellos sehr praktisch, ähnlich den Hauben der Gugler, jener englischen Raubschaar, die dereinst von Fraubrunnen von den Bernern „zum Gring troffen" wurde. Den Offizieren und Mannschaften, die hier aus den Gräben kommen oder dorthin gehen, merkt man es an, daß der Krieg für sie keine neuen Schrecken mehr bringen kann, sie haben mit dem Leben abgeschlossen, das steht auf den Gesichtern aller geschrieben. Wer einmal ein Trommelfeuer, wie es in den ersten Tagen des Monats hier herrschte, das auf 35 Km. von der Front die Häuser erzittern machte, auch nur angehört hat, der weiß, warum man von der „Hölle an der Somme" spricht. Eine Hölle für die Vertheidiger, ein Massengrab für die Angreifer. Doch kehren wir wieder zu unserem Schützengrabenzug zurück. Das waren heitere Berliner, deren Humor unverwüstlich ist. Sie hatten blos „in die Sommerfrische gemacht". Sie stellten sich alsbald fröhlich lachend zum Photographieren auf und waren eben im Begriff, uns von ihren Erlebnissen zu erzählen, als das Interview jäh unterbrochen wurde durch einen Wachtposten.

Er machte uns darauf aufmerksam, daß das Photographiren schon im geschlossenen Atelier (es wiesen an der gleichen Stelle mehrere Wegweiser „Zum Fotograf") recht gefährlich sei, daß es aber auf offener Straße von den Gegnern unweigerlich mit Granaten verhindert werden würde. Wir mußten also, um nicht sie und uns gefährden, von unsern fröhlichen Freunden kurzen Abschied nehmen und verließen das ungastliche Dorf, in dessen westlichen Theil kurz darauf wieder eine Lage Granaten einschlug. Nachdem wir ein im Verlaufe dieses Ringens berühmt gewordenes Wasser überschritten hatten, gelangten wir zu den noch beträchtlich weiter feindwärts gelegenen schweren Batterien, denen unser Besuch galt. Vor wenigen Monaten hatte ich in der Heimath einer Uebung der Batterien gleichen Kalibers beigewohnt. Mit der gleichen Ruhe wurde von den wackeren Kanonieren (Bayern) hier gearbeitet wie bei unsern friedlichen Schießübungen. Dort hatten sich Nichtartilleristen bei der Zielbesichtigung entsetzlich darüber aufgehalten, daß nicht jeder Schuß ein Volltreffer sei, hier waren wir, offen gestanden, recht froh, daß der Gegner, der mit allen möglichen Kalibern die Batterie suchte, seine Schüsse erst auf etwa 100—80 Meter herangebracht hatte. Daß es bei dieser ohne jede Deckung im offenen Felde stehenden Batterie nicht immer sehr gemüthlich war, davon überzeugten uns verschiedene Spuren. Zum Abschied erhielten wir auch ein Bild eines englisch-amerikanischen 31 Zentimeter-Blindgängers, der vor Kurzem nahe der Batterie gelandet war. Einen mit Granattrichtern durchwühlten Hang hinauf hüpften wir in möglichst aufgelöster Linie zu einer feindwärts gelegenen Steilfeuerbatterie stärkeren Kalibers, die uns zu Ehren sogar einen Schuß auf eine erst kürzlich vom Gegner in Besitz genommene prominente Höhe angab, der den dort postirenden Artillerieobachtern das Leben sauer machen sollte. Der großen Tapferkeit und dem Todesmuthe der feindlichen Artillerieobachter wird von ihren deutschen Kameraden volles Lob gespendet. Unter den gefallenen englischen Offizieren soll sich aber auch ein gewaltiger Prozentsatz Artillerieobachter befinden.

Ueber die zahlreichen anderen Batterien schweren und schwersten Kalibers — es sind an der Sommefront auch dickere und dünnere „Berthas" an der Arbeit — kann ich naturgemäß hier nichts Näheres angeben, nur das darf wohl gesagt werden, daß genügend Artillerie vorhanden ist, um jedem Angriff zu begegnen. Wohl mag noch hie und da ein Dorf verloren gehen, aber an einen sog. „Durchbruch" glaubt wohl im Ernste selbst auf der Gegenseite kein Mensch mehr.

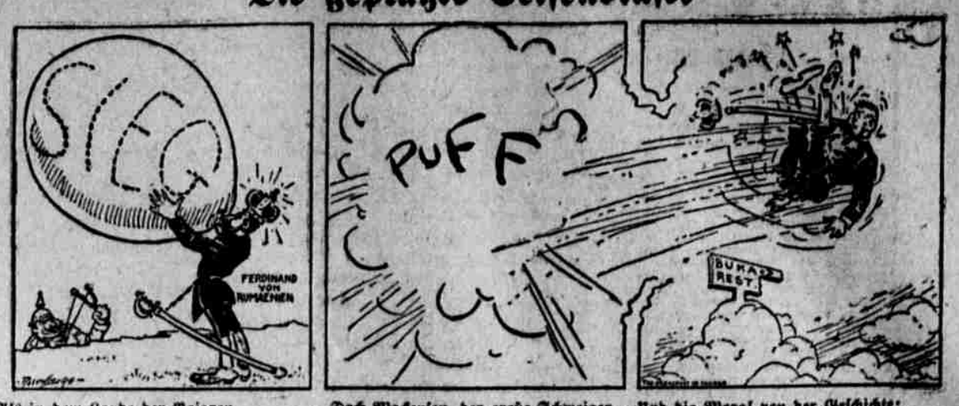
Auf dem Rückweg zum Dorf klagte mir der Nachrichtenoffizier eines Armeeoberkommandos, der während unseres ganzen Aufenthalts an der Front unermüdlich, Tag und Nacht, fründlich und minütlich zur Erfüllung unserer Wünsche bereit war, daß er oft seine liebe Noth habe mit diesen Berichterstattern, die stets gerne „eine Schlacht" sehen möchten, die er aber durchaus nicht in Gefahr bringen dürfe, da ihr Zweck eben das Schriftstellern sei und nicht ein überflüssiger Heldentod. Gleichsam zur Bekräftigung dieser Worte gab es dicht hinter uns einen Knall, und einer der uns folgenden Herren brachte einen Zweig, der vor seinen Augen vom Baum heruntergeschossen worden war.

Im Dorfe selbst sahen wir noch den Schaden, den in der Nacht zuvor zwei Volltreffer in der Verwundetensammelstelle angerichtet hatten. Die Fassade war stellenweise bis Mannshöhe bespritzt mit dem Blut der braven Sanitätssoldaten, die im Augenblick, als sie den letzten Verwundeten im Keller geborgen hatten, als Opfer ihrer Pflicht gefallen waren. Die Aerzte waren eben im Begriff, von der Straße aus einen Zugang zum Keller zu schaffen, um den Transport der Verwundeten zu erleichtern. Kurz bevor wir diese Ortschaft verließen, waren anscheinend den neu eingetroffenen Ablösungstruppen Quartierzettel ausgetheilt worden. Wenigstens hörten wir im Augenblick des Wegfahrens, wie einer dem andern zurief: „Nanu, in welchen Starkasten kommst den du?" Dieser unverwüstliche Humor ist bezeichnend für die prächtige, unbesiegbare Truppe, die wir überall an der Front wie im Innern des Landes sahen.

Auf derselben Straße, auf der wir gekommen — die frischen Granatlöcher waren bereits wieder zugeschüttet und eingewalzt —, fuhren wir zurück, einem andern Theil der Front entgegen.

Riggenbach
(in der N. Züricher Ztg.)

Die geplatzte Seifenblase.



Als in dem Lande der Bojaren
Der Ruf erscholl: „Auf in den Krieg!"
Da sprach der König laut und prahlend
Von der Rumänen bald'gem Sieg:
„Wie groß der Feinde Schaar auch sei,—
Sechs Monat' nur, dann ist's vorbei!"
O wei, o wei!

Doch Mackensen, der große Schweiger,
Das blanke Schwert in starker Hand,
Hat seinem Heer den Pfad zum Sieg
Gebahnt durch der Rumänen Land.
Trotz Hilferuf und Wehgeschrei
War's mit dem Ferdi schnell vorbei.
O wei, o wei!

Und die Moral von der Geschichte:
Sitzt Du auf einem kleinen Thron,
Dann gib nicht Deines Landes Ehre
Schnell hin für brit'schen Sündenlohn.
Sagt Mackensen erst eins, zwei, drei,
Da ist's mit Kön'gen bald vorbei.
O wei, o wei!

Lloyd.

Wir hören in diesem Kriege so viel von „Lloyds" als dem Gradmesser der Gefährdung britischer Schiffahrt; daß es besonders zeitgemäß erscheinen mag, sich mit dieser so fremdländisch klingenden, aber überall eingebürgerten Bezeichnung etwas genauer zu befassen. Lloyd bedeutet ursprünglich nichts anderes als einen aus Wales stammenden und dort wie auch im übrigen Britenreich noch heute vielfach vorkommenden Familiennamen. Der Buchstabe 's weist nur auf die Weß-Form hin und zu ergänzen ist „Kaffeehaus". Ende des siebzehnten und Anfang des achtzehnten Jahrhundert wurden auch in England zahlreiche solcher zur Verabreichung des neu eingeführten Bohnentrankes dienende Häuser eröffnet. Darunter befand sich auch das von Eduard Lloyd in London in Tower Street begründete Kaffeehaus, das in der Nähe des Hafens gelegen und von seinem Inhaber mit allen möglichen Schiffahrtsnachrichten versehen, alsbald ein besonderer Versammlungsplatz für Reeder, Seeleute und Spediteure wurde, die hier ihre Geschäfte abschlossen. Im Jahre 1696 gab der unternehmende Kaffeehausbesitzer sogar schon eine Zeitschrift heraus — wenn es auch nur eine geschriebene war — die in seinem Hause auslag, die aber, im nächsten Jahre, da er sich unterstanden hatte, darin einige — damals noch nicht erlaubte — Mittheilungen über die Verhandlungen im Hause der Lords zu machen, als staatsgefährlich unterdrückt wurde und erst 1726 unter dem Namen Lloyd's List, und nun gedruckt, wieder herauskam. Sie besteht bis auf diesen Tag und ist, nächst der offiziellen London Gazette, die älteste Zeitung Englands.

Im Laufe der Zeit schlossen sich die Besucher des Kaffeehauses enger an einander an, und die neue Vereinigung, die immer noch auf alles, was die Seefahrt betrifft, ihr Augenmerk richtete, widmete sich vor allem der Versicherung von Schiffen und ihrer Ladung. Wie in der Entwicklung des britischen Geschäftslebens deutsche Männer so vielfach sich hervorgethan, so war es auch ein — aus Riga gebürtiger — Deutscher Namens Angerstein, der in der Neugestaltung der Dinge die führende Kraft war. Im Jahre 1771 zog die Vereinigung in die stattlichen Räume der Royal Exchange ein, aber ihre offizielle Bezeichnung blieb auch da Lloyd's —und es ist bis auf diesen Tag geblieben — mit seiner Weß-Fall-Form; und zu ergänzen ist eben immer noch Kaffeehaus.

Es hat ungefähr 600 Zugehörige aufzuweisen, die in althergebrachter Weise auf eigene Hand Versicherungen abschließen. Daneben gibt es aber auch noch größere Gesellschaften, die Versicherungen vornehmen. Wer dem Kaffeehaus beizutreten wünscht, muß von vier Mitgliedern eingeführt werden und als Sicherheitsgewährung einen Betrag von einigen tausend Pfund Stering hinterlegen. Darnach kann er so viel Versicherungen übernehmen, wie er will und — erhalten kann. Thatsächlich ist der Antheil eines einzelnen „Underwriters" bei jeder Versicherung aber sehr beschränkt und übersteigt selten ein Wagniß von hundert Pfund Sterling. Es ist eben Sache der Makler, für jede einzelne Versicherung so viel Unterschriften zusammenzubekommen, wie der Gesammtbetrag der Versicherungssumme erfordert, was unter gewöhnlichen Umständen leicht genug ist, indem sich eben alles nach gewissen feststehenden Formen und Sätzen vollzieht.

Ganz anders steht die Sache natürlich in unruhigen Zeiten, wie in diesem Augenblick, wo britische Schiffe durch deutsche Unterseeboote so arg gefährdet werden. Da mag es denn wohl einigermaßen beachtenswerth sein, was die Herren von Lloyd's darüber denken, die für ihre Ansichten mit ihrem Gelde einstehen müssen und die ihre Versicherungs-Prämien einmal von einem Tag zum andern von ¾ v. H. auf 2½ v. H. emporschnellen ließen. Freilich, wie man den Stand der Börse nicht immer zutreffend als eine verläßliche Beurtheilung der politischen Sachlage bezeichnet, die Börse in ihrem zaghaften Auf und viel schleunigeren Ab oftmals vielmehr der übertriebenen Aengstlichkeit einer zaghaften alten Dame ähnelt, so haben auch die erfahrenen Geschäftsleute von Lloyd's in der Abmessung der drohenden Gefahr vor anderen Menschen nichts voraus. Möglich ist es natürlich, daß auch sie bereits zu zaghaft sich erwiesen, ebenso möglich aber auch, daß sie sich noch in übertriebenem britischen Selbstvertrauen wiegen — einstweilen noch. (N. Y. Staatszeitung.)

Ehe-Erlaubnißscheine.

John Bowles, 47, 414 McAllister St.
Virginia A. Ragens, 44, 671 Ost 6. Straße.

Onie P. Hamilton, 23, Dayton, O.
Beß Haines, 19, Palace Hotel.

Emil C. Zimmerman, 23, 1626 Dorman Ave.
Lillian Rentschler, 25, 1714 Hanfield Str.

Fred. Woehrmann, 21, 3078 Massack Avenue.
Ida M. Seng, 22, 2457 Beekman Straße.

William B. Ramsey, 39, Norwood.
Dellie Morris, 32, desgl.

Charles H. Rogers, 60, 2818 Hoff Avenue.
Frances Crance, 44, 3944 Eastern Avenue.

William Smith, 25, 259 Gotham Pl.
Ethel Shearer, 20, 3131 Eastern Av.

Alfred W. Rice, 24, Norwood.
Ruth E. Leaming, 21, desgl.

Gabriele Gullia, 28, 132 West 5. St.
Emilie Peccoraro, 18, 1605 Madison Road.

William C. Haefner, 32, 665 West McMicken Ave.
Ottilia Stroehle, 27, 431 Ada Str.

Homer Starr, 22, Clarksville, O.
Winnie Corwin, 18, Milford, O.

Elmer H. Needles, 29, Los Angeles.
Ellanora S. Robinson, 25, 3010 Reading Road.

Wiley W. Earl, 19, Pleasant Ridge.
Cleota P. Gaddis, 22, desgl.

Merle Clarry, 21, 725 Betts Str.
Bertha E. Berman, 20, 821 West 8. Straße.

Herman Maier, 24, 261 Klotter Ave.
Lillian Meyer, 21, 2549 Trevor Pl.

Jim Poulios, 25, 414 West 8. Str.
Lillian Waters, 29, desgl.

George Diebold jr., 32, 1908 Young Straße.
Edith Ernstes, 26, desgl.